

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorielle Betrachtung.

Schiffahrts-Subvention.

Die beiden mächtigen Ozeandampfer der Cunard Linie, Lusitania und Mauretania, die letztere ein Mal über das andere ihren „Record gebrochen“ haben, sind von der britischen Regierung in entsprechender Weise belohnt worden. Sie hat ihnen, wie im Parlament angekündigt wurde, einen jährlichen Zuschuß von \$750,000 als berechtigterweise erworbenem zuzuerkennen. Die Nachricht wird hier von den Besatzungsdirektoren der Schiffsubventionen, die bei dem Kongreß in der nun beendeten Sitzung kein Gehör gefunden haben, beträchtlich kommentiert worden sein. Denn ihnen gilt ja, was England thut, als musterhaft. Dem gegenüber mag erwähnt werden, daß die deutsch-amerikanischen Dampferlinien, denen diese Cunards Konkurrenz machen sollen, noch nie auch nur einen Cent Subsidien von der deutschen Regierung erhalten haben. Und doch ziehen sie, was Schnelligkeit, Eleganz der Einrichtung und musterghillige Handhabung betrifft, allen anderen Linien weit voraus. Auf Subventionen sind seit dem Bestehen des Deutschen Reiches noch nie einem deutschen Rheeder gezahlt worden. Man kennt dort nur Postdampfer-Subventionen, die ihrer Natur nach keine Staatszuschüsse sind, sondern Bezahlungen für übernommene Segensleistungen.

England zahlt seit Jahren weit höhere Postdampfer-Subventionen als Deutschland. Im Jahre 1904 zahlte Deutschland an solchen 9 Millionen Mark, Großbritannien 17,8, also mehr als das Doppelte für Subventionen und weitere 3,9 Millionen Mark für Seepostförderung. England hat dagegen, trotz dieser hohen Summen, mit denen es seine Postlinien unterstützt, auch schon Subventionen für sogenannte Hilfskreuzer gezahlt (s. B. 1,6 Millionen im Jahre 1901), was Deutschland noch nie getan hat, und hat ferner — im Fall der erwähnten Cunard-Dampfer — auch schon durch Bauprüfungen die technische Vervollständigung seiner Handelsflotte unterstützt. In Deutschland haben die großen Schiffahrtsgesellschaften dafür die Kosten stets allein aufgebracht. Frankreich dagegen hat sich im Jahre 1904 die Unterstützung seiner trotzdem ziemlich minderwertigen Handelsmarine nicht weniger als 47 Millionen Mark kosten lassen, wovon nur 21 Millionen Postsubventionen waren. „Die deutsche Handelsmarine“ heißt es in einem Artikel des Berliner „Tag“, „ist stolz darauf, daß sie ihre achtunggebietende Stellung in der Welt, die nächste hinter der englischen Flagge, sich ohne Staatsunterstützung, zum Teil ganz aus eigener Kraft, so gar unter dem Druck einer handelsfeindlichen, Wirtschaftspolitik „er kämpft hat.“ Das sollte die amerikanische Rhetorik auch von sich sagen können.

Durchweisung für die Ocher.

Ueber die antideutsche Agitation in den englischen Zeitungen sagt die Volksstimme, das maßgebende Organ der Transvaalischen Volkspartei:

„Die Londoner Journalisten, die die englische Presse bei uns mit Neugierden versehen, sind verzweifelt einseitig in der Wahl ihrer Berichte. Die unbedeutendsten Ereignisse werden als bedeutsam für die afrikanischen Leser erachtet, weil sie in England vorgefallen sind, dagegen wird die Aufmerksamkeit von Dingen abgelenkt, aus denen wir in der britischen Hauptstadt annimmt, Nutzen gezogen werden könnte, obwohl sie nicht englisch sind. So wird, um ein Beispiel anzuführen, sorgfältig verschwiegen, was in Deutschland vorfällt. Allein, wenn etwas entdeckt wird, was antideutsche Gesühle erwecken kann, dann sind die Londoner Berichterstatter gleich dabei und lassen den Telegraphen spielen. Ein ganz obtruse Berliner Blatt veröffentlicht vor Kurzem einen Artikel, worin prophezeit wurde, daß Südafrika binnen Kurzem germanisiert werden sollte. Sofort findet man in London diese Prophezeiung für uns sehr wichtig, man wendet dafür sogar ein Spezialtelegramm für die Werks an. Vor mehreren Monaten wurde uns die Nachricht zugehört, daß man in maßgebenden deutschen Kreisen damit beschäftigt sei, Südafrika zu einem Aufenhaltsort für Verbrecher zu machen. Und als kurz nachher dieses Märchen als vollständig unbegründet erwiesen war, und keine anderen Zweck hatte, als ein Mittel zu sein, bei uns Erbitterung gegen Deutschland hervorzuwecken, dann schweig man mit einem Male. Nun wird uns niemand der Unwissenheit beschuldigen, wenn wir mit Nachdruck erklären, daß die Germanisierung, die in gewissen englischen Kreisen herrscht, nicht von den Afrikanern selbst ist. Die Beweggründe, die in Großbritannien solcher Befürchtung Nahrung geben können, werden in Südafrika nicht erteilt. Nachtreiche Deutsche und Abteilungen von solchen leben mitten unter uns und sind gute Afrikaner, die Handelsbeziehung zwischen Südafrika

und Deutschland ist nicht unbedeutend. Deutschland ist ein Nachbar der Kapkolonie und bezieht aus letzterer für 500,000 Pfund an Erzeugnissen und Gütern. Die britischen Reichsbedürfnisse werden von uns sorgfältig behandelt und beachtet, aber niemand kann verlangen, daß wir alle Sympathien und Antipathien, die in England in einem Augenblick in den Vordergrund treten, mit der britischen Bevölkerung teilen. Südafrika ist abgeneigt, sich als Werkzeug gebrauchen zu lassen von einer Partei in England, die nicht das Wohl des Reiches im Auge hat, sondern nur private Interessen verfolgt.“

Landtagswahlen in Preußen.

Für eine ausnahmslose Sache pflegt man sich nicht zu begeistern. Und demnach bringt die Nachricht von der lauen Beteiligung an den preussischen Landtagswahlen keine Ueberraschung. Die Bewegung gegen das Dreiklassenwahlrecht, unter dem von einer wirklichen Volksvertretung nicht die Rede sein kann, ließ zwar erwarten, daß das Volk den Parteien, die sich für die Aenderung zu Gunsten des allgemeinen direkten Wahlrechts erklärt hatten, volle Unterstützung zuteil werden ließe, auf der anderen Seite aber hat wohl die Ueberzeugung, daß dies durch diesen Landtag nicht erreicht werden wird, lähmend gewirkt. Die Nationalliberalen hatten eine Reform des Wahlrechts befürwortet, die „die Mitte zwischen unerfüllbaren Versprechungen und reaktionären Verlagen“ halten sollte; die Mittelstandvereine traten für eine Aenderung ein und verlangte die geheime und direkte Wahl; die Konservativen erklärten sich in ihren Wahlauftritten für das „bewährte“ Wahlrecht und forderten zum Kampfe gegen die Gegner auf, die dieses ändern wollten, um damit den letzten Einfluß konservativer Interessen zu brechen. Die Sozialdemokratie trug sich nicht mit Träumen von erfolgreicher Befreiung des Dreiklassenwahlrechts durch die parlamentarische Vertretung, sondern war in erster Linie darauf bedacht, sich endlich einmal Eingang in diese zu verschaffen. Und das ist nun gelungen. Zum erstenmal werden im nächsten Landtag sozialdemokratische Abgeordnete auftreten. Fünf sind sicher erwählt, die Partei hatte auf sechs bis acht gerechnet. Ergänzende Berichte bringen es vielleicht auf diese Zahl. Es ist ein kleiner Anfang, der aber weitere Erfolge in Aussicht stellt. Auch im deutschen Reichstag hat die Partei sich erst nach und nach Geltung verschaffen können.

Daß die Sozialdemokratie überhaupt einige Sitze gewonnen hat, ist bei den Schranken, die das Wahlrecht der eigentlichen Volksvertretung zieht, bemerkenswert. Daß die Stimmen der Arbeiter bei dem herrschenden Wahlrecht keine Rolle spielen, ist bekannt. In den Städten Preußens mit mehr als 10,000 Einwohnern entfielen bei der Wahl des Jahres 1903 von je 100 Wählern auf die 1. Abtheilung 2,40, auf die 2. 10,05 und auf die 3. Abtheilung 87,55 Wähler. In den Großstädten war das Verhältnis noch schlimmer. So entfielen in Berlin in Prozenten auf die erste Klasse, 1,63, auf die zweite Klasse 9,45 und auf die dritte Klasse 88,92 Wähler. Von je 100 Wählern wählten in Berlin also zusammen nur 11 in der ersten und zweiten Klasse, während 89 Wähler der dritten Klasse angehörten. Die elf Wähler der beiden ersten Klassen hatten also das doppelte Wahlrecht der 89 Wähler.

Bei der Wahl von 1903 wurden in Berlin für die Sozialdemokratie 122,150 Stimmen abgegeben, für den Freisinn 20,733 Stimmen. Trotzdem erhielt der Freisinn alle neun Berliner Mandate, die Sozialdemokratie nicht ein einziges. — Die Gesamtzahl der Stimmen, die 1903 auf die Konservativen fiel, betrug 324,157. Die Zahl der Interventionen Abgeordneter, die damit gewählt wurden, war 143. Die Sozialdemokratie erhielt nur wenig Stimmen weniger, 314,149 nämlich. Und damit erhielt sie nicht ein einziges Mandat. Die Freisinnigen erhielten mit 47,975 Stimmen 60 Abgeordnete; die Sozialdemokratie mit nahezu der selben Stimmenzahl nicht einen einzigen. Die gleiche Einwohnervahl, die in den größten und industriellen Wahlkreisen 19 Abgeordnete wählt, wählt in den kleinsten und ländlichen Kreisen 97 Abgeordnete. Wird gar die Steuerleistung dieser Kreise zugrunde gelegt, was dem Prinzip des Dreiklassenwahlrechts entsprechen würde, so stellt sich das Verhältnis zu Gunsten der Grundbesitzer noch schlimmer. Die eine Hälfte der Einkommen Steuerleistung der reichsten Kreise wird durch die Steuerleistung von 37 Kreisen mit 47 Abgeordneten (von insgesamt 443) und 8.442.000 Einwohnern (in ganz Preußen 37.283.000) aufgebracht. Nach ihrer Einwohnerzahl würden diese Kreise Anspruch auf 100 Abgeordnete haben, nach ihrer Steuerleistung auf nur 221 Abgeordnete. In wanzig kleinsten und industriellen Wahlkreisen wählten bei der letzten Wahl 890.000 Einwohner 20 Abgeordnete, und in 174.000 ländlichen Kreisen wählten 174.000 Einwohner dieselbe Anzahl.

Wie die einzelnen Parteien abgelehnten haben, darüber liegen noch keine Berichte vor. Die Rabel-Pub-

leitung hat sich nur besitt, von dem Erfolge der Sozialdemokratie zu melden. Sie hat den springenden Punkt erfaßt: Der Hecht ist in den Karpfenteich gekommen.

Aus Mecklenburg.

Die Unzufriedenheit über die sogenannte „zeitgemähe“ Reform kommt jetzt scharf zum Ausdruck. Allgemein wird nach genauerem Kenntnis der sehr umfangreichen und komplizierten Vorlage (die außerhalb des Landes nur in knappen Auszügen bekannt ist) das Fehlen jeder, aber auch jeder Konzeption an zeitgemäßes Denken unangenehm empfunden. Auch gelegentlich der großen Delegiertenversammlung des liberalen Landeswahlvereins, die in Schwerin stattfand, kam ausnahmslos diese Meinung zum Ausdruck. Es wurde einstimmig eine Resolution angenommen, die die Verfassungsreform als modernem Empfinden in keiner Weise entsprechend bezeichnet und freiblichere, wirklich zeitgemäße Formen dafür fordert. In der Resolution wird ausgedrückt, daß der Entwurf nichts anderes als ein Festhalten an den wesentlichen Grundlagen der gegenwärtigen ständischen Einrichtungen sei. Während in Oldenburg, einem deutschen Bundesstaat, der, wie der mecklenburgische Staat, vorwiegend Landwirtschaft betreibt, das allgemeine, geheime, direkte Wahlrecht erst jüngst zur Einführung gelangt ist, bleibe in Mecklenburg der Ritterstand wie der Landwirtschaft in Verbindung mit den von den Großherzögen zu ernennenden Mitgliedern von vornherein die entsprechende Mehrheit im Landtage vorbehalten.

Dieses System wird nur scheinbar gemildert durch die aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Mitglieder. Für die Wahl dieser letzteren ist das in Preußen längst als unhaltbar erkannte Dreiklassenwahlrecht in einer durch ein Pluralwahlrecht noch erheblich verschlechterten Form als Grundlage gewählt. Selbst die öffentliche Stimmgabe mit ihrer Gewissensbedrückung ist beibehalten. Daneben ist der Kreis der Wahlberechtigten und Wählenden noch durch die Bestimmung eingeschränkt, daß nur diejenigen, die einen eigenen Hausstand haben, wahlberechtigt und wählbar sind. Dadurch bleibt der große Teil der mecklenburgischen Bevölkerung politisch rechtlos. Nicht genug mit diesen Einschränkungen des Wahlrechts, sind die Befugnisse des Landtages noch dazu nahezu illusorisch gemacht, daß neben dem ordentlichen Landtage ein in seiner Weisheit aus ständigen Vertretern gebildeter Landtagsausschuß vorgesehen ist, der alle Befugnisse des ordentlichen Landtages nach alleiniger Entscheidung der Regierung ausüben kann, wenn der ordentliche Landtag nicht versammelt ist. Selbst für den bescheidensten Liberalismus kann eine solche Vorlage als ernsthafte Unterlage für eine zeitgemäße Reform der mecklenburgischen Verfassungszustände nicht angesehen werden. Unter solchen Umständen hält die Delegiertenversammlung ein Eingehen auf den Verfassungsentwurf, so wie er vorliegt, für unverträglich mit den Anschauungen des mecklenburgischen Liberalismus und erwartet, daß die Regierung durch eine neue Vorlage, die wirklich den ersten Willen zu einer Verbesserung der jetzigen Zustände beweist, die Zulassung einer zeitgemäßen Verfassung einlösen.

Auch die Sozialdemokraten, die vor Erlass des Reichsvereinsgesetzes außer der Wahlzeit überhaupt keine Versammlungen abhalten durften, hielten schon ein halbes Hundert solcher ab, in denen überall gegen die sogenannte Verfassungsreform Stellung genommen wurde.

Amerikanisches Studentenleben.

(Groß New Yorker Zeitung.)
Wie ein Roman, wie eine andere Version von Fausts löstlichem „Komm ein armes armes junges Menschen“ lesen sich die Auserzählungen des Kanzlers der New York Universität, wie sich Tausende von Studenten die höchsten Lehranstalten selbständig, ohne andere Hilfe von außen her, während der Studienzeit erhalten, sich im ersten Sinn des Wortes durcharbeiten, sich durch schweres Schaffen, teils durch die höchste Wert, das Wissen erwerben, das ihnen die Basis für den Lebensberuf der Zukunft bieten soll. Während sich in seinem kühnen Pathos und in seiner beherrschenden Heldendankbarkeit, als Clerks, Schollere, Beamte, Geschäftsleute, selbst als Geschäftsträger verdienen sich ihrer Dandere in den Sommermonaten auf den heißen Westküsten, um aus den Erfahrungen des Sommers manchen Kollegienmitgliedern des Winters durchleben oder — durchhängen zu können. Im Winter verdienen sie sich farges Lebenserwerbungen als Organisten in den Theatern und Musikhallen. In die Praktiken der Kunstwissenschaften gehen sie in der Ferienzeit hinaus, bis in den letzten Jahren, um sich dort die Mittel zum Leben im nächsten Studienjahre zu schaffen. Einer, ein Preisrichter — hier wäre einer, der die Carnegie'sche Geldmedaille, der eines jüdischen Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft, der eine Tapferkeitsmedaille verdient! — hat monatlich Unten in der mächtigen Atmosphäre

komprimierter Luft der Hudsonfluh-Tunearbeiten, als „Sandson“ eine Nachtfracht — bis er zusammenbrach. Auf den Fährbooten findet man sie im Sommer, als Konditore und Motorführer auf den Straßen. Und als Korrespondenten, Clerks in Sommerhotels, als Kellner, als Arbeiter und Buchhalter und Kolportiere — die Studenten von Columbia College allein haben in dem eben abgeschlossenen Semester hundertfünfundzwanzigtausend Dollars durch eigene Arbeit verdient!

Durch das deutsche Studentenleben zieht sich ein Hauch schöner Romantik. Die akademische Freiheit, die Mensur, die „Schmisse“, der Kommerz und das Salomanderreiben, die Ausfahrten und Aufzüge, der Schläger, die Bierkommenten, der ganze festliche, beidende, das nüchterne Alter mit sich fortziehende Lebermuth der Jugend, deren Ausgelassenheit, deren trotzige Mißachtung des Philistertums — ach, wie schon die Erinnerung daran uns so wohlgeberührt! Wie beim Gebenden daran aus alterstauher gewordener Stelle die Hymne an die Jugend summt: „Gaudemus igitur, juvenes dum sumus!“

Röfliche Romantik! Herrlicher aber, erhabener, bewundernswürth erscheint der Kampf hier ums Wissen, der Kampf ums Leben, mitten in des Lebens Lenzzeit, das intensive Streben um Bildung auf Kosten aller Freuden der Jugend, das harte Zielbewußtsein, der Opfermuth, die Heldenhastigkeit der Entschlossenheit. Auch das ist „Jung-Amerika“. Aus bewegter Brust entringt sich ein Hoch für diese amerikanische Romantik!

Deutsches Blut in Afrika.

Seit Monaten tobt in Marokko ein harter Kampf zwischen Franzosen und Marokkanern. Bedauerlicher noch als dieser Krieg ist die Thatfache, daß in Marokko viele deutsche Söhne für Frankreichs Ehre ihr Blut vergießen. Unter den Kämpfern auf französischer Seite sind nämlich viele Hunderte von Fremdenlegionären, die sonst in Algerien leben. Im französischen Militärwachenblatt „France Militaire“ steht über das für die Franzosen siegreiche Gefecht bei Manabba vom 16. April folgender Bericht: „Krieger, Bisafelmebel, hat seinen Zug mit Bravura und Kaltblütigkeit geführt. Die Gefreiten Lude und Heumann, die Soldaten Mayer, Koffer und Heinz zeigten vorzügliche Haltung im Feuer. Gefreiter Pehold bewies als Führer eines Lukenpostens, der von einem stark überlegenen Feinde angegriffen wurde, im bestigsten Feuer Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Morgenstern hielt sich im Gefecht ausgezeichnet.“

Die Abtheilung des französischen Offiziers Pierron hatte nach einem anstrengenden Marsch ein Buzak bezogen. Als die Mannschaften im tiefsten Schlafe lagen, wurden sie von den Marokkanern überfallen. Die französische Abtheilung wäre ausgerieben worden, wenn sich nicht ein Hauptmann mit einer Schaar deutscher Fremdenlegionäre dem Feinde entgegen geworfen hätte. Schließlich wurden die Marokkaner völlig geschlagen. Als loyale deutsche Namen sind in dem Bericht genannt, und durch Deutsche ist der Ueberfall siegreich abgewehrt worden.

Wie sind die deutschen Söhne in die Fremdenlegionen hineingekommen? Viele trieb die Abenteuerlust und sie ließen sich freiwillig anwerben in der Hoffnung auf ein freies Leben. Viele werden auch von den Werbem für die Fremdenlegionen verlockt. In noch früherer Erinnerung dürfte der Fall sein, wie im vorigen Jahre ein bairischer Schullehrer auf heimtückische Weise zu den Fremdenlegionären gebracht wurde. Die, mit den schönsten Hoffnungen in diese französische Truppe eintrat, sind schließlich auf bitterste enttäuscht worden. Das Leben dort ist nichts weniger als frei und freudreich, es ist hart und barbarisch in jeder Beziehung. Für immer von der Heimath, von Vater und Mutter und Verwandten getrennt, wenn nicht ein glücklicher Zufall die Befreiung bringt, gehen fast 2/3 aller Fremdenlegionäre einem ruhmlosen Untergang entgegen.

Es ist die heilige Pflicht jedes deutschen Mannes, vor allem Pflicht jedes Kameraden, unsere jungen Leute unablässig und eindringlich vor der Fremdenlegionen zu warnen. Den deutschen Selbsterwerb zu tragen, ist ehrenvoll, den Fremdenlegionen anzugehören, ist ruhmlos und eines deutschen Jünglings durchaus unwürdig.“

So schreibt die Korrespondenz des Reichsbund der deutschen Landwirthschaftlerverbände.

Es ist nicht vom Könige Edward, daß er den Jaren zum Admiral der englischen Flotte ernannt hat, aber es ist fraglich, ob der Jar darin eine vollständige Entschädigung für den Verlust seiner Axtie erhielt, den er England zu verdanken gehabt hat.

Gans- und Landwirthschaft.

Weiße Seife zu kochen. Zu 2 Pfund reinem Fett nimmt man 1 Pfund Seifenstein und 15 Quart Regenwasser. Die Hälfte des Wassers wird mit dem Fett und dem Seifenstein 1 1/2 Stunde gekocht. Dann gibt man das übrige Wasser hinzu und läßt die Masse nochmals 1 1/2 Stunde kochen, während von Anfang an ununterbrochen gerührt werden muß. Zuletzt werden 2 Unzen Kochsalz gut mit durchgekocht. Dann nimmt man zum Abkühlen eine Kleingießt her aus, um zu sehen, ob die Seife gerinnt; ist das nicht der Fall, so muß das Kochen noch fortgesetzt werden. Sobald die Probe gut ist, spült man ein Waschfaß mit kaltem Wasser aus, so daß es recht feucht wird und füllt die Masse hinein. Am nächsten Tage wird die Seife in beliebige Stücke geschnitten und diese zum Trocknen an einen luftigen Ort gebracht. Zu dieser vorzüglichen Seife kann man jedes beliebige ausgetrocknete Fett (Küchenabfälle) gebrauchen, doch muß jedenfalls 1/3 Theil weißes Fett zugesetzt werden. Seifenstein ist in allen Apotheken zu haben.

Zur Pflege des Blumentobls. Dieses köstliche Gemüse beansprucht ganz besondere Pflege, wenn es gedeihen soll. Die Pflänzchen werden viel von Erdflühen heimgejagt, die man am besten durch fleißiges Bekaden und Düngen vertreibt. Auch die Raupe des Kohlwesflüglers richtet unter dem Blumentohl viel Schaden an und muß abgemeldet werden. Bei heißem, trockenem Wetter sind die Pflanzen reichlich zu begießen. Dieses geschieht am zweckmäßigsten alle zwei bis drei Tage gegen Abend, und zwar in so reichem Maße, daß auf jede Pflanze mindestens 6 Quart Wasser kommen. Ein bearbeitetes Beet gießen wirkt nachhaltiger, als wenn man jeden Abend die Beete besprengt, wodurch sie hart und trauig werden. Pflanzen, die bis zum Eintreten der Herbstfröste keine genießbaren Blumen entwickelt haben, hebe man mit der ganzen Wurzel heraus und schlage sie im Keller in Erde oder grabe sie im Frühjahr ein, wo sie dann oft noch spät im Winter volle Rosen entfallen.

Brot und Kuchen aufzubewahren. Das Brot hält sich sehr gut in den bekannten Blechtöpfen; doch darf man nicht auch Kuchen darin frisch erhalten wollen, da die Butter darin leicht ranzig wird. Besser eignet sich ein irdenes Gefäß als Behälter des Kuchens, oder man überdeckt ihn nur mit einem Tuch.

Um Leinwand wasserfest zu machen, tränkt man sie mit einer Mischung aus 100 Theilen starkem Wasserlauge, 100 Theilen Wasser, 10 Theilen Glycerin. Sobald die Leinwand trocken ist, wird eine Seite mit weißem Kopal- oder Dammarlack bestrichen. Sie ist dann wasserfest.

Radieschen müssen stets der Reife nach abgeerntet werden, denn es ist verkehrt, zu glauben, daß sie durch längeres Stehen noch besser werden. Das ist nicht der Fall, denn sie werden hohl, pelzig und vollständig wertlos. Das Gleiche gilt für die frühen Rettiche.

Fleisch längere Zeit genießbar zu erhalten. Man gebe das Fleisch mit Speis, trockenem Stroh, Holzstöße u. a. m. Man mische von ihm jedes metallene Werkzeug, lege es nie auf eine metallene Unterlage, ebensowenig auf Stein, sondern auf trockenes Holz, oder, noch besser, man hänge es, mit trockener Leinwand umgeben, in der freien Luft an einem hölzernen Nagel über an einer Stange auf, damit es die Wand nicht berührt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß es sich so am besten hält, während es, wenn es mit Stein oder Eisen in Berührung kommt, sofort einen unangenehmen Geschmack annimmt. Ebenso muß man bei Fleisch, das man längere Zeit aufbewahren will, die Knochen herausnehmen. Ein gutes Mittel ist es, das Fleisch mit Gewürzen, mit Pfeffer und Rutterkraut.

Das Ausmelken der Kühe nach dem Kalben. Die heilige landwirthschaftliche Schriftlichkeit: In den meisten landwirthschaftlichen Betrieben ist es eine Gewohnheit, alsbald nach der Geburt eines Kalbes das Guter des Mutterthieres leer zu melken. Es wird damit ein großer Fehler begangen, den schon mancher Landwirth, namentlich in früheren Jahren, hat theuer bezahlen müssen. Man hat festgestellt, daß namentlich bei guten Milchthieren durch das frühe Ausmelken das Milchprodukt und schädliche sogenannte Milchreife hervorgerufen wird. Es ist jetzt als feststehend anerkannt, daß das Milchreife eine Störung der Nahrungszustände zur Ursache hat, die in einer Stillerei der Milchreife besteht. Das bei der Geburt prollig gewollte Guter ist für die Milchreife, die nach Geburt des Kalbes eine Aenderung erfährt, da die Kühe

in den Beckenorganen durch die Ernährung des Kalbes notwendige Blutmenge nach der Geburt frei wird und nun wieder in ihre alten Bahnen gleichmäßig vertheilt werden muß. Da dies immerhin einige Zeit nach der Geburt bedarf, so ist ein sofortiges Ausmelken infolgedessen schädlich, als dadurch gerade die naturgemäße Vertheilung des Blutes gestört wird, indem das Blut nun in die durch das Ausmelken von ihrem Grunde befreiten Gefäße einströmt und dadurch eine gewisse Blutleere in den vorderen Partien des Körpers erzeugt. Die heutige Behandlungsmethode gießt gerade in dieser Erfahrung, denn durch das prollig Ausmelken des Guters mit Luft oder Flüssigkeit wird der gleiche Zustand wieder geschaffen, wie vor dem Melken. Es ist geradezu verblüffend, zu sehen, daß Thiere, die geradezu leblos am Boden laagen und einen hoffnungslosen Eindruck machen, eine viertel bis eine halbe Stunde nach Vornahme obererwähnter Behandlung wie aus einer schweren Ohnmacht erwachen, den Kopf frei haben und klare Augen zeigen. Sie schienen wie aus einem schweren Traum erwacht. Sie nahmen das ihnen probeweise vorgelegte Futter, brummt nach dem Kalbe, und nicht lange dauerte es, so erhoben sie sich ohne Hilfe vom Boden. Es dürfte also aus dieser Erläuterung klar hervorgehen, daß das Ausmelken des Guters alsbald nach dem Kalben keinen Nutzen bringt. Es ist eine seit Großvaters Zeiten geübte und ohne Sinn und Ueberlegung mechanisch weiter gebrauchte Sitte beim Unstille. Die früher bei längerer Fütterung und schlechteren Milchthieren keinen so großen Schaden bringen konnte wie heute bei den auf Milch gezielten und durch allerlei Kraftfuttermittel zur höchsten Milchproduktion getriebenen und durch anhaltende Stallhaltung in ihrer Widerstandsfähigkeit herabgekommenen Thieren von schlaffer Körperhaltung. Man warte ruhig nach dem Kalben, bis das Kalb sich aus Hunger nach dem Guter sehnt; — es ist dann noch Zeit genug. Ist man aber aus irgend einer Ursache gezwungen, das Mutterthier auszumelken — s. B. wenn das Kalb tot ist bei der Geburt —, so ist es rathsam, mindestens 4-5 Stunden mit dem Ausmelken zu warten, und dann dasselbe auch nicht mit einmal vorzunehmen, sondern auf zwei bis dreimal. Es werden dadurch viele Sorgen, Arbeiten und Verluste gespart.

Streichhölzer und Feuerfäden.

Zehn Prozent der alljährlichen Feuerverluste sind dem Gebrauch minderwertiger, resp. feuergefährlicher Streichhölzer zuzuschreiben. So sagt Feuermarschall Peterson von Minnetota in seinem letzter veröffentlichten Jahresbericht und gibt an, daß sich auf diese Ursache ein Verlust von mehr als einer halben Million Dollars zurückführen läßt. Die Streichhölzer, von denen Funken abspringen, wenn man sie anfrucht und die Sorte, an denen das Holz noch eine Weile fortglimmt, nachdem man die Flamme ausgelassen, sind besonders gefährlich und als „leuchtendes Element“ kommt noch die Nachlässigkeit der Leute dazu, die ein Streichholz, wenn es seinem Zweck genügt hat, eine Zigarre anzubrennen oder ein Licht anzuzünden, achtlos von sich werfen. Lose herumliegende oder auf dem Fußboden gefallene Streichhölzer, die sich beim Durchtreten entzünden, nach denen sich aber Niemand bückt, die im Pult unter Papieren herumliegen und dergleichen liefern häufig den ersten Funken, der eine verheerende Feuerbrunst verursachen mag. Mancher Waldbrand ist durch ein Streichholz entstanden, das der rauchende Waldwandler ausgelassen und auf den Weg geworfen hat und das weiterglimmend das trockene Laub in Flammen setzt. Um solche Folgen zu vermeiden, schlägt Feuermarschall Peterson vor, daß von gefahrenen der Gebrauch aller derartigen Streichhölzer verboten wird und daß man die Fabrikanten zwingt, einzig und allein die sogenannten Sicherheits-Streichhölzer herausstellen. In Deutschland als „Schweden“ bekannt, bei deren Benutzung alle berartige Gefahr ausgeschlossen. Da muß erst das Streichholz mit der zündenden Reiffläche in Verbindung gebracht werden, ehe sich eine Flamme erigt und das Holz dann, wenn es seinen Zweck erfüllt hat infolge der chemischen Präparation nicht weiter glimmen. Besser von Sommerfesten, Cottagen, die zu vermieten sind, u. anderer Wohnungen leichter Bauart, machen es, wie berichtet wird, ihren Wirthern nun zur Pflicht, keine anderen Streichhölzer als die „Safets“ zu verwenden und dasselbe mag auch gesetzlich betretet werden, wiewohl langwierige Gewöhnung und eine gewisse Unbequemlichkeit der Handhabung derselben ihrem allgemeinen Gebrauch nicht allgemein förderlich ist. Man ist es hier gewohnt, die Streichhölzer, wie das Kleingeld, in der Hand oder Westentasche bei sich zu haben und nicht jedem mag es bequem sein, ein Schachtel voll „Schweden“ mit sich herumzutragen. Die größere Sicherheit aber spricht für ihre allgemeine Anwendung und wenn verneint wird, daß die Vertheilungskosten nicht höher sind als die der anderen Sorten, könnte man die Fabrikanten vielleicht auch ohne Gefährdung veranlassen, nur diese ungefährliche Sorte herzustellen.